



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. (Der Dreibund der Westmächte. Ministerwechsel im Reich und in Preußen.)

Fast an demselben Tage, an dem die Haager Konferenz zusammentrat, wurde die Welt durch die Kunde überrascht, daß zwischen den drei Mächten England, Frankreich und Spanien ein förmlicher Bündnis- und Garantievertrag abgeschlossen worden sei, der die schon im Frühjahr zur Zeit der Reise des Königs Eduard getroffenen, vielbesprochenen Abmachungen bestätigt und in gewissem Sinne auch erweitert hat. Die andern Regierungen, auch die unsrige, waren schon vorher durch vertrauliche Mitteilungen über den Inhalt und Wortlaut des neuen Vertrags verständigt worden. Jetzt erfuhr durch die in Paris und London erfolgte Veröffentlichung der Tatsache, wenn auch nicht des genauen Inhalts des Vertrags, auch die breite Öffentlichkeit davon, und man durfte gespannt sein, wie diese Nachrichten wirken werde, nachdem die Reise des Königs von England eine so starke Beunruhigung hervorgerufen hatte. Auffallenderweise blieb die Stimmung ziemlich ruhig. Es schien, als sei die öffentliche Meinung gegenwärtig nicht recht darauf eingerichtet, sich zu alarmieren. Allmählich sind denn freilich auch ernste Stimmen zu Worte gekommen, die die bedenklichen Seiten des neuen Dreibundes hervorhoben; vor allem hat die Börse nur auf ein Signal gewartet, um unruhig zu werden. Ein ernst gehaltener Artikel der Kölnischen Zeitung mußte den Anlaß dazu geben, obwohl er mit Bedacht so gehalten war, daß er ehrlicherweise nicht als offiziös angesehen werden konnte. Doch werden auch diese Erscheinungen, die bei der empfindlichen Natur der Börse kaum besonders überraschen können, keine dauernde Beunruhigung hervorrufen, weil glücklicherweise doch wohl nachgerade die Einsicht überwiegt, daß damit nichts gebessert, sondern im Gegenteil der Anreiz für andre Mächte, ihren politischen Maßregeln eine deutschfeindliche Spitze zu geben, erhöht wird.

Die erste Frage, die uns bei der Beurteilung des neuen Dreibunds interessiert, ist die, welche Beweggründe zu seinem Abschluß geführt haben, und welche Zwecke damit verbunden sind. Noch vor einem Menschenalter gab es nur eine Weltmacht im wahren Sinne des Wortes. Das war England. Nur von zwei Seiten schien dieser Macht ein Wettbewerb zu drohen, von Rußland und von Amerika. Aber noch waren die Vereinigten Staaten genügend mit sich selbst beschäftigt, und der Schwerpunkt der russischen Politik lag noch in Europa und im nahen Orient. Englands Streben beschränkte sich darauf, dem langsamen und systematischen Vordringen Rußlands in Mittelasien wachsam und als heimlicher, vorsichtiger Gegner gegenüber zu stehen und ihm nach Kräften Hindernisse in den Weg zu schieben, ohne sich bloßzustellen. Im übrigen drehte sich die hohe Politik der Kulturwelt um die Interessen der europäischen Großmächte, deren offene und geheime Gegensätze zu pflegen und zu erhalten England ein leicht verständliches Bedürfnis hatte, da es dadurch jedes besondern Schutzes seiner konkurrenzlosen Weltmachtinteressen enthoben war.

Dann kam der Umschwung. Rußland verlegte nach dem chinesisch-japanischen Kriege den Schwerpunkt seiner asiatischen Politik in den fernen Osten, und Amerika trat mit dem offenkundigen Willen, die Rolle einer Weltmacht zu spielen, aus seinem abgeschlossenen Dasein in eine neue Entwicklungsphase ein. Ganz neue Kombinationen bestimmten jetzt die Lage. England mußte seine hergebrachte, so lange festgehaltene Politik diesen Verhältnissen anpassen, und es beschritt diesen Weg, seit Lord Salisbury von der politischen Bühne abgetreten war, mit wachsender Entschiedenheit, gewiß nicht auf alleinige Veranlassung König Eduards, aber sicherlich darin bestärkt durch den persönlichen Einfluß und den politischen Scharfblick des

Königs. Mit den Vereinigten Staaten suchte sich England a conto der Rassen- und Sprachgemeinschaft möglichst gut zu stellen; in Ostasien sicherte es sich durch den ersten Bündnisvertrag mit Japan und suchte den Gegensatz Japans gegen Rußland nach Kräften zu schüren. Aber der Ausgang des russisch-japanischen Krieges ging weit über das hinaus, was alle Welt und auch England erwartet hatte. Japan trat in die Reihe der Großmächte ein, und in Ostasien schien das Übergewicht der gelben Rasse neu befestigt zu sein. Durch die neue Lage wurden die Interessen aller Großmächte in den Kreis hineingezogen, den England früher allein beherrscht hatte; die ganze hohe Politik hatte ihren Schauplatz erweitert. Und darum mußte England darauf bedacht sein, auch seine Stellung zu den europäischen Mächten einer Revision zu unterziehen und der Sicherung seiner Weltstellung eine neue Unterlage zu geben.

Dabei kam hauptsächlich als Bedingung aller weiteren Schritte die Sicherung der alten Stützpunkte auf dem Wege nach Indien in Betracht. Gibraltar, Malta und Ägypten erhielten für die britische Politik eine neue Bedeutung. Die englische Mittelmeerpolitik mußte auf festere Grundlagen gestellt werden. Und was konnte da eine bessere Gewähr bieten als die Verständigung mit Frankreich? Der Gedanke war in England auch ohne Heranziehung der Gründe der hohen Politik populär, in Frankreich vielleicht von Hause aus weniger. Aber Frankreich fühlte sich durch das Bündnis mit Rußland enttäuscht, wenn es auch nicht daran dachte, es aufzugeben. Es war erschreckt, als ihm die Zeitereignisse die möglichen Folgen eines englisch-russischen Gegensatzes für Frankreich nahe legten; auch hatte sich bei der diplomatischen Behandlung gewisser Fragen im nahen Orient gezeigt, daß die alte Gruppierung in West- und Ostmächte doch nicht auf einem Zufall beruhte. Aus diesen Erwägungen entstand die englisch-französische Verständigung. Zunächst hatte sie die Aufrollung der Marokkofrage im Gefolge, und dadurch wurde von selbst Spanien in den Kreis der Verhandlungen gezogen. Das konnte den englischen Auffassungen nur willkommen sein. Die freundlichen Beziehungen zu Spanien befestigten die englische Mittelmeerpolitik in der gewünschten Weise. Dynastische und persönliche Einflüsse halfen die Sache zum Abschluß bringen. Die Ehe des Königs von Spanien und der Besuch des Königs Eduard leiteten das Weitere ein. Eine Zeit lang schien es, als ob die starke Protektion Spaniens durch England, die in den Abmachungen von Cartagena hervortrat, die französische Empfindlichkeit, die sich dadurch in Spanien in den Hintergrund gedrängt sah, doch zu sehr getroffen hätte. Aber die französisch-englische Entente konnte deshalb nicht aufgegeben werden, und so blieb der natürliche Ausweg, daß alle drei Mächte dem neuen Verhältnis eine feste Gestalt gaben. Der Dreibund der Westmächte wurde geschlossen.

Das alles konnte geschehen, ohne daß deutsche Interessen berührt wurden oder eine übelwollende Absicht gegen Deutschland dabei bemerkbar wurde. Ist nun auch wirklich keinerlei Schaden für Deutschland davon zu erwarten? Formell steht die Sache so, daß politische Interessen Deutschlands gar nicht berührt werden, während die wirtschaftlichen Interessen durch die Algecirasakte gewährleistet sind. Internationale Verträge haben freilich immer nur so weit Wert, als die Macht, ihre Innehaltung zu schützen, dahinter steht. Wenn die in Marokko zunächst interessierten Mächte, Frankreich und Spanien, einen Rückhalt an England haben, und wenn diese Interessensolidarität durch einen festen Bundesvertrag befestigt ist, dann liegt allerdings darin eine starke Versuchung, die praktische Auslegung der Algecirasakte in zweifelhaften und schwierigen Fällen in einseitiger Weise zu unternehmen und Konflikte mit unsern deutschen Interessen heraufzubeschwören.

Dazu tritt eine weitere Erwägung. Frankreich hat bisher jedes Bündnis mit dem Hintergedanken abgeschlossen, an dem Verbündeten nötigenfalls eine Stütze

gegen Deutschland zu finden. Diese Hintergedanken sind vielleicht bei den meisten französischen Politikern heute mehr defensiver als offensiver Natur. Aber vorhanden sind sie in jedem Falle. Und so können wir von jedem Bündnis, an dem Frankreich beteiligt ist, immer erwarten, daß es allen Bestrebungen, die uns unfreundlich gesinnt sind, einen Rückhalt gewähren wird. Auch das Einverständnis zwischen England und Frankreich, obwohl es, wie wir sehen, auf Erwägungen beruht, aus denen Deutschland vollständig ausscheidet, konnte in der Praxis nur dadurch zustande kommen, daß der Anschein einer ernstesten Spannung in den deutsch-englischen Beziehungen erweckt worden war, woran sich für Frankreich die Hoffnung knüpfte, daß es im Fall eines Konflikts mit Deutschland England an seiner Seite haben werde. Wir brauchen uns dadurch nicht einschüchtern zu lassen und uns vor allem nicht in die beliebte und doch falsche Vorstellung hineinzuleben, als ob diese unfreundlichen Stimmungen, die in die Ereignisse hineinspielen und hier und da den politischen Entschlüssen die Wege ebnen helfen, die eigentliche Triebfeder alles Geschehenen wären. Wir müssen nur wachsam und gerüstet sein und im übrigen mit klarer Ruhe den Weg gehn, den uns unsre Interessen vorschreiben. Damit werden wir weiter kommen, als wenn wir ängstlich hinhorchen, ob wir in dem Tun und Treiben der Völker an allen möglichen Stellen des Erdballs ein Zeichen des Wohlwollens oder des Übelwollens gegen uns zu erblicken haben.

Unsre Stellung ist allerdings heute ebenso verändert wie die der meisten andern Mächte. Solange die Weltlage noch die vorhin geschilderte Gestalt hatte, als England die einzige Weltmacht war, mußte natürlich der Umstand, daß im Herzen Europas eine große, tüchtige Nation aus Zerrissenheit, Armut und Ohnmacht den Weg zu politischer Einheit, militärischer Übermacht und wirtschaftlicher Blüte gefunden hatte, eine alle andern Interessen überragende Bedeutung gewinnen. Schon längst waren die Deutschen ein Volk gewesen, das einen Überschuß an Kraft abzugeben hatte. Aber dieser Überschuß verlor sich unter andern Völkern, solange Deutschland nur ein geographischer Begriff, keine politische Einheit war. Als das durch die Neugründung der deutschen Einheit und Macht anders geworden war, überwog lange Zeit das Staunen über diese plötzliche Entwicklung, mochte dieses Staunen nun in Bewunderung, Neid oder Haß zutage treten. Es war überdies die Zeit, wo Fürst Bismarck selbst noch die Früchte seines großen Werks überwachte und die Welt unter dem Bann seiner unergleichen Staatskunst hielt. Aber auch der Einfluß dieser gewaltigen Persönlichkeit hätte auf die Dauer nicht ausgereicht, die Welt über die Umwälzungen zu täuschen, die der Gang der Weltgeschichte durch das Wirken von Kräften, die stärker sind als der stärkste staatsmännische Genius, mit sich brachte. Deutschland konnte die besondere Stellung, die ihm das Werk Bismarcks gegeben hatte, nur behalten, solange das System der europäischen Großmächte in der eigentümlichen Weise, die sich im neunzehnten Jahrhundert herausgebildet hatte, die Geschicke der Welt bestimmte. Aber wir sahen bereits, daß die Machtgruppierung in der Welt eine ganz andre geworden war. In dem neuen System der Weltmächte mußte Deutschland eine neue Stellung einnehmen, in einen neuen Wettbewerb eintreten. In derselben Zeit, in der sich diese Änderung vorbereitete, war auch die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in einer noch zur Zeit der Bismarckschen Kanzlerschaft ungeahnten Weise aufwärts und vorwärts gegangen. Die ruhige Selbstgenügsamkeit der letzten Jahre Bismarckscher Politik, die nur auf Wahrung der mühsam erkämpften Machtstellung in Europa ausging, konnte gar nicht mehr beibehalten werden. Wenn wir es gewollt hätten, die andern hätten es nicht mehr zugelassen, da sie den Wettbewerb des deutschen Handels und Unternehmungsgeistes überall spürten. So sind wir genötigt worden, unsre Geltung unter den Völkern aufs neue zu verteidigen, uns im neuen Wettbewerb nicht zurück-

drängen zu lassen. Und die politischen Rückwirkungen dieser neuen Stellung müssen wir in den Kauf nehmen. Es ist eine gefährliche Kurzsichtigkeit vieler ehrlich patriotisch empfindenden Deutschen, ohne tieferes Nachdenken dem entschwindnen Glanz der Bismarckzeit nachzutruern, und statt die Zeichen der Zeit und ihre wahre Bedeutung zu begreifen, alle diese Erscheinungen den Fehlern unsrer Staatskunst zur Last zu schreiben. Keine Staatskunst — auch die Bismarcks nicht — hätte uns vor den Gefahren unsrer jetzigen Lage bewahren können. Nur diese Einsicht kann uns vor der Gefahr schützen, daß wir unsre Aufgaben verkennen und in unfruchtbarer Kritik unsre Kräfte verkümmern lassen. Was wir so oft die „Einkreisung“ Deutschlands nennen hören, und was so gern auf persönliche Mächenschaften der Feinde Deutschlands und das Ungeschick unsrer Staatsmänner zurückgeführt wird, ist in Wahrheit eine normale und erklärliche Folge unsrer weltgeschichtlichen Stellung. Wer das verkent oder zu seiner Verkennung beiträgt, wohl gar durch Herabsetzung unsrer Staatsleiter diese Verkennung in weitem Kreise befestigt, veründigt sich schwer an der Zukunft unsers Volkes.

In der innern Politik hat die jüngst beendete Zeit der parlamentarischen Arbeiten in einem bedeutungsvollen Ministerwechsel im Reich und in Preußen noch ein Nachspiel gefunden. Fürst Bülow hat es nicht ohne Grund für nötig befunden, noch vor Eintritt der stillen Zeit in der Politik durch die Tat der Öffentlichkeit eine Bekräftigung zu geben, daß er an der mit der Reichstagsauflösung begonnenen Politik auf das entschiedenste festhalten will, und daß er sich darin auch heute noch der vollen Zustimmung des Kaisers erfreut. Das ist der Sinn dieses Ministerwechsels, der eine persönliche Entschließung des Monarchen im Sinne der Bülow'schen Politik und zugleich die tatsächliche Entfernung der Einflüsse aus der Regierung bedeutet, die — sei es direkt oder indirekt, tatsächlich oder mehr dem Eindruck nach — die Politik des Kanzlers nicht voll zu unterstützen schienen. Graf Posadowsky und Herr von Studt sind die Opfer dieses Schritts, den man im Interesse der Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Politik des leitenden Staatsmanns bei der Eigenart der gegenwärtigen politischen Lage nicht mißbilligen kann, wenn er auch in einer Beziehung eine recht schmerzliche Notwendigkeit bedeutet. Denn wir verhehlen nicht, daß wir gehofft hatten, der Riß zwischen dem Fürsten Bülow und dem Grafen Posadowsky, der seit der Reichstagsauflösung und den programmatischen Erklärungen des Reichskanzlers im neuen Reichstage in verschiedenen Symptomen hervorgetreten war, werde sich noch einmal zuziehen lassen. Die staatsmännischen Persönlichkeiten der beiden hohen Reichsbeamten waren allerdings — das haben wir schon früher hervorgehoben — grundverschieden, aber sie ergänzten sich auch in vielen Beziehungen vortrefflich. Das Ausscheiden des Grafen Posadowsky aus dem Reichsdienst ist unstreitig ein außerordentlich schwerer Verlust. Seine unvergleichliche Arbeitskraft und seine umfangreichen Kenntnisse hatten immer auch seinen Gegnern die höchste Achtung abgenötigt. Noch mehr aber fiel ins Gewicht die glückliche Mischung von praktischer Erfahrung und Wirklichkeitsinn mit der Fähigkeit, die Probleme seines Amtsbereichs gründlich zu durchdenken, sie zu vertiefen und in ihren großen Zusammenhängen zu erfassen. Fast jede seiner Reden war eine Fundgrube der Belehrung in sozialpolitischer Weisheit und staatsmännischer Erfahrung. Er war einer von denen, denen die Tiefe ihrer Erkenntnis nicht erlaubt, Parteimann zu sein. Und allerdings verstand er es nicht immer, diese freie Höhe seiner Überzeugungen den taktischen Erfordernissen des Augenblicks anzupassen. Dadurch gab er seinen Gegnern manchmal breite Angriffsflächen. Alles in allem aber war sein Wirken so bedeutungsvoll, daß sein Nachfolger, Herr von Bethmann-Hollweg, eine schwere Aufgabe vorfindet, wenn er seinen Vorgänger auch nur einigermaßen ersetzen will.

Der Rücktritt des Kultusministers von Studt ist keine Überraschung. Er wurde längst erwartet und wäre ohne das ungeschickte und gehässige Drängen seiner Gegner vielleicht schon früher vollzogen worden. Über die Bedeutung dieser Angriffe ist früher schon an dieser Stelle gesprochen worden, und was im übrigen über die Bedeutung des Wechsels im Kultusministerium gesagt werden kann, möchten wir uns noch vorbehalten. Denn dieses Thema wird in nächster Zeit noch viel erörtert werden. Aber es ist Pflicht, im gegenwärtigen Augenblick zu bezeugen, daß dem scheidenden Kultusminister der Dank für viele Verdienste gebührt, die er sich in seiner schwierigen und undankbaren Stellung erworben hat, und daß ihm persönlich die höchste Achtung derer nachfolgt, die seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften zu schätzen wußten.

Krieg in Sicht? Eine Reminiszenz aus dem Frühjahr 1875. Im März 1875 herrschte in Berlin, in der Presse und in militärischen Kreisen, eine gewisse Aufgeregtheit, hervorgerufen durch die feindliche Sprache, die seit Anfang des Jahres aus den französischen Blättern, auch den sonst vernünftigeren, gegen Deutschland herüberklang und in den auffälligen Maßregeln der französischen Regierung zur Vermehrung der Armee einen ernststen Rückhalt zu erlangen schien. Schon war — durch Verordnung vom 4. März — mit einem Pferdeausfuhrverbot auf die Nachricht geantwortet worden, daß Frankreich 10 000 Stück Pferde in Deutschland aufkaufen wolle. Am 12. März hatte die französische Nationalversammlung, in dringlicher Verhandlung, das neue Cadresgesetz angenommen, das mit einem Schlage die Armee um 144 Bataillone verstärken sollte. Gleich darauf kam auch ein Gesetz über Beschleunigung der Mobilmachung des aktiven Heeres und der Territorialarmee: alles das erschien als der neue Rahmen für die Volksmassen in militärischer Organisation, wie sie schon Gambetta gewollt hatte. Andererseits spukte in der gesamten ultramontanen Presse die Idee oder das Ideal einer „katholischen Liga“ zwischen Osterreich-Ungarn, Italien und Frankreich, unter (wenigstens moralischer) Leitung des Papstes, der sich mit Italien ad hoc aussöhnen werde. Die Spitze des neuen Bundes müsse sich naturgemäß gegen das vorwiegend protestantische Deutschland richten. Hoffnungen in dieser Richtung wurden auf die am 8. April bevorstehende Begegnung des Kaisers von Osterreich mit dem König Viktor Emanuel in Venedig gesetzt.

Einige deutsche Zeitungsartikel, denen man im Publikum einen offiziellen Charakter beimessen wollte, beschäftigten sich in ernster Sprache mit diesen Erscheinungen. Zuerst die Kölnische Zeitung, dann die Berliner Post mit dem berühmt gewordenen Leitartikel vom 8. April: „Ist der Krieg in Sicht?“ Darin war ausgeführt, daß die neue französische Heeresorganisation ein Werk für baldigen Krieg, keineswegs eine auf die Dauer berechnete und erträgliche Reform sei. Der politische Boden für eine aggressive Haltung Frankreichs gegen Deutschland könne sich in dem Plane einer neuen Tripelallianz unter päpstlicher Ägide finden. Ein Krieg sei also in der Tat „in Sicht“, aber es sei auch nicht ausgeschlossen, daß die Wolken sich wieder zerstreuen könnten. Immerhin bleibe die Lage ernst, und Deutschland solle auf seiner Hut sein.

Es wurde alsbald und überzeugend festgestellt, daß diese Artikel nicht von amtlichen Stellen inspiriert waren: namentlich war es falsch, den Post-Artikel in Zusammenhang mit der Wilhelmstraße zu bringen. Man faßte im Auswärtigen Amte die Lage keineswegs so schlimm auf, wenn auch das französische Cadresgesetz ebensowenig als eine gleichgiltige Sache, sondern als ein Symptom dafür angesehen wurde, daß der Revanchegedanke in Frankreich fortwährend rege, und daß es gut sei, die Franzosen zu warnen vor einer zu scharfen Hervorkehrung der militärischen

Rüstungen, die den chauvinistischen Geist noch mehr entflammen mußten. Daraus aber schon auf unmittelbar drohende Kriegsgefahr zu schließen und womöglich das Präventiv im Angriff gegen Frankreich spielen zu wollen, war eine ungerechtfertigte und unkluge Zumutung. Fürst Bismarck hat in einer spätern Rede (9. Februar 1876) erklärt, er habe dem Post-Artikel ganz fern gestanden, getadelt habe er aber nicht, daß man „recht laut geschrien habe“, um vor einer Minorität zu warnen, die (in Frankreich) zum Kriege treibe.

Allerdings ist in militärischen Kreisen, auch in unmittelbarer Umgebung des Generalstabschefs Moltke, damals die Möglichkeit einer kriegerischen Bedrohung von Frankreich her, infolge des Cadresgesetzes, stärker als im Auswärtigen Amt empfunden worden, und es mögen dementsprechende Privatäußerungen gefallen sein. Ein Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 11. April, der zwar die Befürchtungen der Post als noch nicht begründet bezeichnete, aber doch den beunruhigenden Charakter der französischen Armeereorganisation hervorhob, war unter diesem offiziös-militärischen Einflusse und nicht nach Inspiration vom Auswärtigen Amt entstanden. Erst die Provinzial-Korrespondenz vom 14. April erklärte — und das mußte als die unzweifelhafte Stimme der Regierung gelten —: „Die Kriegsbefürchtungen fänden in der wirklichen Lage zurzeit keine Begründung und seien inzwischen durch Äußerungen von sicher unterrichteter Seite beschwichtigt worden.“

Natürlich war in Berliner diplomatischen Kreisen diesen Zeitungsäußerungen und den angeblichen militärischen Äußerungen großes Gewicht beigelegt und von vielen Seiten der französische Botschafter, der damalige Vicomte, später Marquis de Gontaut-Biron ängstlich gemacht worden. Das war an und für sich kein Kunststück. Herr von Gontaut-Biron war kein heller Geist, von vornherein voll Mißtrauen und Abneigung gegen alles, was er in Berlin fand, und betrachtete den Fürsten Bismarck ungefähr als die Inkarnation des Bösen. Er gehörte zur Klasse der alten bigotten Monarchisten, die zunächst noch in den Dienst der Republik traten, solange sie hoffen konnten, sie wieder umzuwerfen, und hatte sich nur mit größtem Widerstreben — wie sein Gönner und Panegyriker, der Herzog von Broglie, erzählt — für die Berliner Mission, als patriotisches Opfer, anwerben lassen. Er faßte auch seine Tätigkeit am deutschen Kaiserhofe als eine Heldentat auf, für die sein Vaterland ihm nie genug danken könne, und tauchte beständig seine Arbeit in ein Meer von Phrasen und in rhetorische Rührung über sich selbst. Die Proben, die der Herzog von Broglie in dem Buche: *La mission de Mr. de Gontaut-Biron à Berlin 1876* aus seinen Briefen gibt, vervollständigen nur das Bild, das man sich von ihm schon in Berlin gemacht hatte. Gontaut suchte in den fremden diplomatischen und in solchen Damenkreisen, bei denen er mit seiner etwas weinerlichen Liebenswürdigkeit Effekt machen konnte, sein Publikum, während er überall, wo es auf Geschäftskennntnis und politischen Verstand ankam, eine schwache Rolle spielte. Er war nie vorher in einer staatlichen Tätigkeit gewesen und entbehrte jeder objektiven Vorbildung für seine gegenwärtige Stellung, konnte nicht den Wert der Eindrücke unterscheiden, die ihm auf dem neuen Terrain entgegentraten. Bei Hof wurde er mit der höchsten Rücksicht behandelt, namentlich von der Kaiserin Augusta. Er konstruierte sich aus dem Gegensatz zwischen der sanften und tröstenden Behandlung der Kaiserin und der geschäftsmäßig harten und bestimmten Art von Bismarck eine doppelte Strömung: die eine für Frieden, die andre für Krieg, und meinte seine Pflicht zu erfüllen, wenn er in schwarzen Farben die Gefahr der Kriegsströmung schilderte.

Bei solchen Dispositionen war Gontaut-Biron besonders geeignet, für Gortschakows damaliges Bedürfnis nach der Rolle als europäischer Friedensstifter Vorschub zu leisten. Er hatte enge persönliche Beziehungen in Petersburg und lag

einer schönen Frau der dortigen Gesellschaft zu Füßen, was ihn zu kleinen Zukognito-abstechern nach der russischen Hauptstadt veranlaßte. Auch im Frühjahr 1875, vor der Ankunft des Zaren in Berlin, war er zu kurzem Besuche in Petersburg gewesen. Dabei wurde er sicher von dem Fürsten Gortschakow über unsre vermeintlichen Pläne gegen Frankreich vertraulich alarmiert, was hinreichen mußte, ihn um seine Ruhe zu bringen und ihm alles in Berlin nun erst recht in bedrohlichem Lichte erscheinen zu lassen. In dieser Verfassung führte er (am 21. April) die gelegentliche Unterhaltung mit Herrn von Radowiz herbei, die fortan als Hauptunterlage für die russische Friedensrettung gelten mußte. Über dieses Gespräch hat Herr von Radowiz gleich damals eine Aufzeichnung gemacht, die zu den Akten des Auswärtigen Amtes gekommen, aber sonst noch nicht bekannt geworden ist. Jedenfalls weiß man davon, daß sie nichts von allem dem enthält, was Gontaut als drohende Sprache gehört haben will, daß vielmehr im Gegenteil Herr von Radowiz danach annahm, der französische Botschafter habe sich über seine Kriegsvisionen beruhigt gehabt.

Von dem Lärm, den Gontaut auf Grund seiner falschen Wiedergabe dieser Konversation anschlug, und der durch den französischen auswärtigen Minister Herzog Decazes an sämtliche großen Kabinette weiter geleitet wurde, erfuhr man in Berlin nichts, bis die russischen Gäste eintrafen, deren Aufenthalt vom 10. bis zum 13. Mai dauerte. Erst in der „Times“ vom 10. Mai fand sich, gleichsam zur Begrüßung für Gortschakow in Berlin, ein (wie sich nachher durch die Angaben des Verfassers, Blowitz, selbst ergab) von Decazes in Paris inspirierter Artikel über die deutschen Kriegsdrohungen.

Gortschakow hatte gleich in offensibler Weise erkennen lassen, daß die Erscheinung des Kaisers Alexanders und die seinige notwendig, aber auch hinreichend gewesen seien, alle kriegerischen Gelüste bei uns niederzuhalten. Er versandte von Berlin aus an die russischen Missionen das berühmte Telegramm: maintenant, la paix est assurée. Bismarck, dem das nicht verborgen blieb, rückte ihm sofort scharf auf den Leib und verbat sich die Komödie. Genauer hat er dieses selbst in den „Erinnerungen“ dargestellt. Kaiser Alexander desavouierte das Gortschakowsche Verhalten, aber freilich nur unter vier Augen und nicht öffentlich genug, als daß er das Fortbestehen der Legende unmöglich gemacht hätte. Gortschakow, unterstützt durch Gontaut-Biron, hatte zunächst seinen persönlichen Zweck erreicht. Das ist außer Frage!

Ludwig Börnes Freundin. Ein edles Frauengemüt von seltner Innigkeit und bewunderungswürdiger Selbstlosigkeit tritt uns aus den Briefen der Frau Jeannette Strauß-Wohl an L. Börne entgegen. Sie werden ihre jugendliche Lebenskraft dadurch betätigen, daß sie Börne zahlreiche neue Freunde werben und den Wunsch nach einer kritischen Gesamtausgabe seiner Werke der Erfüllung nahe bringen. Mit frauenhafter Feinsühtigkeit und anerkennenswertem Geschick hat E. Menzel aus den unzähligen Briefen eine vortreffliche Auslese veranstaltet, die mit guten Einleitungen und wohlgefügten Erklärungen alles dessen, was uns jetzt in den Ergebnissen und Personen der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts fremd geworden, im Verlage von F. Fontane & Co. erschienen ist.*) Schade, daß die fein-

*) Briefe der Frau Jeannette Strauß-Wohl an Börne. Eingeleitet und erläutert von E. Menzel. Mit einem Bildnis von Jeannette Strauß-Wohl nach einer Originalzeichnung von L'Allemand aus dem Jahre 1832. Berlin, F. Fontane & Co., 1907. Preis 7 Mark 50 Pfg. XXI und 438 Seiten.

sinnige Herausgeberin es in der peinlichen Außerlichkeit übertriebenen Pedanten hat zuwortun wollen. Nur so erklärt sich der wenig erfreuliche Buchschmuck auf fast jeder Seite, die schier endlosen Reihen von Gedankenstrichen an den zahllosen Stellen, wo Auslassungen geboten erschienen. Den Zweck der vielen Gedankenstriche, die gelegentlich bis auf sechsunddreißig und fünfundvierzig anschwellen, hätte sie viel geschmackvoller schon mit dreien erreichen können. Sie hat es auch für ihre Pflicht gehalten, die Briefe sprachlich zu reinigen. Das ist ja Frauenart, so korrigierte auch Karoline von Wolzogen in ihrem Leben Schillers die Briefe des Dichters nach Form und Inhalt, freilich ohne jede Andeutung der gewaltsamer Veränderung. Frau Jeannette unterdrückte als echte Frankfurterin wie im Sprechen so auch im Schreiben die konsonantischen Auslaute, bildete überdies zahlreiche Analogieformen, die die prüdere Schriftsprache nicht kennt. Man hat so eine erwünschte Gelegenheit zu lesen, wie Goethe wohl sein ganzes Leben lang gesprochen hat, und kann sich leicht überzeugen, daß er wirklich einen Schubarth, Eckermann u. a. nötig hatte, um zur richtigen Flexionsendung zu gelangen. Mit peinlicher Akribie verbessert E. Menzel wie ein rechter Sprachmeister alle diese Idiotismen, setzt sogar die von Frau Jeannette ausgelassenen Hilfsverben da ein, wo Stillisten, denen am Rhythmus der Prosaede etwas gelegen ist, sie absichtlich auslassen.

Genug davon. Freuen wir uns der innern Schönheit des Buches, das sich wie der beste Roman liest. Die Spannung wird dadurch erhöht, daß öfter für größere Zeiträume die Briefe fehlen. Sie sind noch zu Lebzeiten der Briefschreiberin vernichtet worden, nicht weil sie sich ihrer später zu schämen gehabt hätte, sondern weil sie in ihnen ihre Seele zu unverhüllt gezeigt hatte. Das Erhaltne bürgt uns dafür, daß Leidenschaft und Sinnlichkeit keine Gewalt über diese Frau hatten. Wenn sie mehrfach daran dachte, Börne zu heiraten, so geschah es, abgesehen von dem ersten Plane dieser Art, nur aus mütterlicher Sorge für den Freund, der durch seine Herzkrankheit ihre Teilnahme erregt, und dessen Geist sie vor allen andern erkannt hatte. Die Ehe mit Strauß ging sie nur ein, um mit ihm in Paris, unbehindert durch müßiges Gerede ihrer Angehörigen, den dem Tode Verfallnen pflegen zu können. Erinnern wir uns nur, welches Bild Heine im Jahre 1831 von ihm entworfen hat: „Nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bißchen Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidnen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zumute. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit, und auf seinen Wangen grinsten schon die schwindstüchtig roten Streiflichter.“

Jeannettes erstem Briefe nach war Börne anfangs der Gebende, sie nannte ihn ihren väterlichen Freund, ihren Beschützer und fragte, wer ihr nun raten und auf der beschwerlichen Bahn des Lebens ihre Stütze sein soll. Und doch war sie es, die ihn von Frankfurt weggetrieben, weil er dort untätig gelebt hatte. Sie wünschte, daß er, wie Gibbon einst, auf einer bedeutungsvollen Höhe sitzen könne, denn auf dem flachen Alltagslande werde sein Leben lang nichts aus ihm. Sie mahnte ihn zu literarischer Tätigkeit, zu Briefen, nicht zu Aufsätzen. In Briefen sei eine weit frischere, lebendigere, anziehendere und ansprechendere Darstellung möglich als in Aufsätzen. Briefe könnten alles umfassen, je unvorbereiteter, desto frischer, lebenskräftiger und lebenswürdiger. Was sie wollte, erreichte sie. Börnes Briefe aus

Paris an sie von 1830 an erschienen als besonderes Werk und machten Börne zum berühmten Schriftsteller.

Im Sommer 1826 muß sich etwas ereignet haben, was Jeannette aufs tiefste erschütterte. Sie klagt im Juni in zwei aufeinanderfolgenden Briefen, daß sie elend und unglücklich habe leben müssen von Kindheit an, und daß es so bleiben werde für die ganze Zukunft. Was sie noch gutes hätte erleben können, das hätte nur durch Börne oder von ihm kommen müssen: „Das ist nun aber nicht so, soll also nicht so sein; ich betrachte dies nun wie einen Traum und — leg ihn zu den übrigen, vergangenen.“ Sie schreibt nicht, wer Schuld daran hat. Später war es ihr einziges Glück, dem kranken Freunde die letzten Lebensjahre zu verschönern. Wie retardierende Momente wirken in diesem Briefroman aus dem wirklichen Leben die zahlreichen Mitteilungen über Zeitereignisse. So berichtet Jeannette im November 1830 über Simrocks Gedicht von den drei Farben, das ihn aus der juristischen Karriere warf. Sie meint, das Gedicht sei mehr aus Neigung, Verse zu machen, als aus Enthusiasmus entstanden. Gleichzeitig habe er ein Gedicht zum Lobe des Königs von Preußen verfaßt und beide in die Druckerei gegeben. Zufällig seien „Die drei Farben“ zuerst gedruckt worden. Aus Furcht, der Heuchelei beschuldigt zu werden, habe er das Lob des Königs von Preußen unterdrücken müssen. Sie nennt das eine höchst lächerliche, komische Geschichte.

Durch die zahlreichen Briefe Jeannettes wird man so vertraut mit dem Seelenleben des herzranken Börne, daß man nicht bloß die reinen patriotischen Absichten seiner Briefe aus Paris erkennt, sondern auch seine maßlosen Ausfälle gegen Goethe als pathologische Erscheinungen begreift und darum für entschuldigbar hält.

Möchten Jeannettes Briefe in den weitesten Kreisen die verdiente Beachtung und Würdigung finden!

Ul. Reifferscheid

Wörterbuch der Volkswirtschaft. Von der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage dieses bei Gustav Fischer in Jena erscheinenden, für viele unentbehrlichen Informations- und Nachschlagewerks, auf die wir wiederholt die Leser hingewiesen haben, sind die Lieferungen acht bis zwölf erschienen. Sie enthalten eine Menge Abhandlungen über Gegenstände vom stärksten aktuellen Interesse wie Handel, Handelsbilanz, Handelsgesellschaft, Handelspolitik, Inhaberpapiere, Internationale Arbeiterassoziation, Koalition und Koalitionsverbote, Kolonien und Kolonialpolitik (85 Seiten), Kreditgenossenschaften, Krisen, Ländlicher Grundbesitz, Mittelstandsbewegung, Notenbanken, Patentwesen, Preisbildung, Preßgewerbe und Preßrecht, Scheck, Schiffbauindustrie; alle selbstverständlich von der Gediegenheit und Zuverlässigkeit, für die die Namen des Herausgebers, des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrates und Vortragenden Rates im Kultusministerium Professor Dr. Ludwig Elster und seiner Mitarbeiter garantieren. Jede Lieferung kostet 2,50 Mark das ganze zweibändige Werk broschiert 35, elegant gebunden 40 Mark.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 66. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1907

Die Verlags-handlung

G. HURRELMAYER
BUCHBINDEREI
PAPIERHANDLUNG
SCHILLERSTR. 21